

Günter Helmes

## **“den gepflegten Stil des Elends als Kunst- und Freudeborn”. Über frühe Erzählungen Albert Ehrensteins<sup>1</sup>**

Im Dezember 1916 läßt uns der selbst lange Zeit vergessene Wiener Expressionist, Aktivist und Literaturmanager Robert Müller (1887-1924) in einer kurzen Besprechung von Albert Ehrensteins im gleichen Jahr erschienenen Erzählungen-Band *Nicht da, nicht dort* wissen:

Nicht da, nicht dort, dies ist das Schicksal jedes Homers. Ehrenstein wäre dann der Homerrismus, denn er ist schwer zu lokalisieren, auch in seiner Schaffensart [...] unter den Jüngsten ist er der Befremdenste, und dies soll keine Reklame sein; aber dem Außerordentlichen, Reichen, Eigentümlichen zollt man Würdigung, auch wenn man dem persönlichen Standpunkt, das Leben als den Sieg der Gemeinheit zu sehen und den gepflegten Stil des Elends als Kunst- und Freudeborn, nicht zustimmt. Wir möchten das Buch weder als voll noch kurios empfehlen; es wäre zu viel und zu wenig; aber als stark und interessant.<sup>2</sup>

Die von Müller bei aller Zurückhaltung doch energisch eingeforderte »Würdigung« ist Albert Ehrenstein, dem deutsch schreibenden, der elterlichen Herkunft nach ungarisch-jüdischen Schriftsteller österreichischer Staatsangehörigkeit trotz anfänglicher großer Erfolge als Erzähler<sup>3</sup> und Lyriker und trotz der zeitweiligen Protektion so einflußreicher Autoren wie Karl Kraus und Arthur Schnitzler schon zu Lebzeiten versagt geblieben. Spätestens mit dem Beginn seines Exils 1933 wurde der ebenso radikale wie engagierte Außenseiter, der »Mythenzerstörer und Mythenschöpfer«<sup>4</sup> Ehrenstein vom Publikum

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten am 24. September 1999 auf dem von Prof. Dr. Károly Csúri veranstalteten Symposium *Typologie der Erzählungen der Jahrhundertwende* in Szeged/Ungarn. Für die Druckfassung wurde der Vortragsstil beibehalten. – Der Haupttitel des Vortrags ist dem Eingangszitat von Robert Müller entnommen.

<sup>2</sup> Robert Müller, ”Nicht da, nicht dort“, von Albert Ehrenstein“. In: *Belgrader Nachrichten*, 7.12.1916. Zitiert nach Robert Müller, *Kritische Schriften I*. Mit einem Anhang herausgegeben von Günter Helmes und Jürgen Berners. Paderborn 1993, S. 261f.

<sup>3</sup> Vgl. beispielsweise ”Tubutsch“ (1911) und ”Der Selbstmord eines Katers“ (1912).

<sup>4</sup> Vgl. Armin T. Wallas, *Albert Ehrenstein. Mythenzerstörer und Mythenschöpfer*. (Reihe Forschungen 5) Boer, München 1994. Wallas’ Monographie stellt die bislang einläßlichste Auseinandersetzung mit Leben und Werk Ehrensteins dar. Vgl. vom selben Autor auch ”Von der

kaum mehr wahrgenommen. An der von der Germanistik der ersten eineinhalb Nachkriegsjahrzehnte zu verantwortenden Ausgrenzung Ehrensteins konnten auch drei Monographien aus den Jahren 1969-1972 und drei von Jörg Drews besorgte Texteditionen<sup>5</sup> nicht dauerhaft rütteln. Nunmehr bleibt zu hoffen, daß vor allem eine seit 1989 erscheinende, auf fünf Bände konzipierte und von Hanni Mittelman herausgegebene Werkausgabe, von der mittlerweile die Bände 1 bis 4 vorliegen,<sup>6</sup> Ehrenstein als einem der bedeutenden Vergessenen der Moderne die ihm gebührende Beachtung erstreiten wird.

In meinem Vortrag setze ich mich mit einigen frühen Erzählungen Albert Ehrensteins auseinander, der 1886 im zusehends antisemitisch gestimmten Wien in ärmliche, von Anpassungsleistungen und Aufstiegshoffnungen geprägte Verhältnisse hineingeboren wurde und der 1950 in New York in einem Armenhospital gestorben ist. Unter 'frühe Erzählungen' verstehe ich dabei zunächst einmal jene annähernd vierzig erzählende Texte, die zwischen 1901 und 1914 entstanden bzw. veröffentlicht wurden – das Jahr 1914 stellt nicht nur in weltgeschichtlicher Hinsicht, sondern auch in der erzählerischen Produktion Ehrensteins eine Zäsur dar, liegen doch zwischen der Entstehung der Anti-Kriegs-Erzählung "Der Herr Leimbiegl" Herbst 1914 und der darauffolgenden, Ehrensteins Verhältnis zu Elisabeth Bergner zum Hintergrund habenden Erzählung "Der Dichter und die Tänzerin" Anfang 1917 ca. zweieinhalb Jahre erzählerischen Verstummens. Im besonderen aber will ich mich unter diesen frühen Erzählungen mit jenem knappen Viertel beschäftigen – "Tubutsch" und "Der Selbstmord eines Katers" klammere ich als die bekanntesten angesichts der knappen Vortragszeit aus –, die es allen anderen vorab erlauben, mit Blick auf übergreifende Stichworte wie Krise, Isolation und Dissoziation zentrale Gesichtspunkte der intellektuellen und emotionalen Physiognomie Ehrensteins und derjenigen der überlebten k.u.k.-Gesellschaft in den ersten eineinhalb Jahrzehnten unseres Jahrhunderts anzusprechen. Hinsichtlich der Rekonstruktion der intellektuellen und emotionalen Physiognomie Ehrensteins geht es mir dabei selbstverständlich zum einen um den Autor selbst, um den, wenn man so will, in dieser oder jener Hinsicht besonderen 'Fall Ehrenstein'. Zum anderen und ebenso selbstverständlich aber geht es mir darum, den jungen Albert Ehrenstein und sein Erzählwerk paradigmatisch zu lesen, ihn bzw. es also vorzustellen als ein besonders sprechendes Beispiel bzw. als ein besonders aussagekräftiges Dokument einer Generationenerfahrung der um 1890 Geborenen.<sup>7</sup>

Nacht beschienen'. Forschungsbericht: Neue Literatur über Albert Ehrenstein". In: *Sprachkunst* XIX, 1988, S. 175-186.

<sup>5</sup> Vgl. Wallas (1988) für Hinweise im einzelnen (Anm. 4, S. 176, Anm. 3 u. 4).

<sup>6</sup> Albert Ehrenstein: *Werke*. Hg. v. Hanni Mittelman. Bd. 1: *Briefe*, Bd. 2: *Erzählungen*, Bd. 3/I: *Chinesische Dichtungen. Lyrik*, Bd. 3/II: *Chinesische Dichtungen. Prosa*, Bd. 4/I: *Lyrik*, Bd. 4/II: *Lyrik*. Boer, München 1989 – 1996.

<sup>7</sup> Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang darauf, daß es legitim ist, die im folgenden angeführten Erzählungen auch autobiographisch auszudeuten, in den Protagonisten der Erzählungen also alter egos von Ehrenstein selbst zu sehen, läßt doch der Entstehungsprozeß dieser

Als Text zum Eingang wähle ich den wenig mehr als eine Seite umfassenden Erzähltext "Eine alte Geschichte", der wohl 1908 entstanden ist und der 1911 in *Die Schaubühne* erstmals veröffentlicht wurde.<sup>8</sup> In diesem über weite Strecken den Ton eines gut endenden Märchens anschlagenden Text erzählt Ehrenstein von einem Dichter namens Eduard, der gar in einem Palast mit Dienern lebt und der nach bürgerlichen, sicherlich aber nach spießbürgerlichen Maßstäben überdies ständig mit allem Erstrebenswerten versorgt wird – mit »Schinkensemmeln mit Kaffee« (85) nämlich, wie es bei Ehrenstein in einer für ihn typischen Mischung aus Ironie, Satire und Sarkasmus heißt. Doch allem materiellem Wohlergehen zum Trotz ist in Eduard »nichts als Sehnsucht« (85): »Herrliche Bilder konnte er sich vorgaukeln, und das junge Mädchen, das er liebte und haßte: Kunigunde.« (85) Jedoch: Diese »herrlichen Bilder« in Wirklichkeit verwandelt zu sehen und eine zärtlich liebende Kunigunde an seiner Seite zu fühlen, bleibt dem auch nach sinnlicher Erfüllung lechzenden, dem deshalb tränenreichen Eduard versagt, und so verliert er den Glauben an Gott, verwirft seinen Reichtum, zerreißt seine Dichtungen und entstellt sich selbst an Haupt und Gliedern. »Er lag wie ein Toter da ...« (85), faßt Ehrenstein Eduards umfassend auf Leib, Seele und Intellekt bezogenes Selbstzerstörungswerk zusammen. Im Traum dann allerdings läßt ihm der »liebe Gott« (85) eine Fee erscheinen, die ihm die Erfüllung all seiner Sehnsüchte verspricht, wenn er nur wieder »brav und ruhig« (85) sein wolle. Und siehe da, als der Dichter einwilligt und dann aus einem langen Heilschlaf erwacht, haben sich nicht allein alle seine Sehnsüchte erfüllt, sondern auch alles selbstveranstaltete Zerstörungswerk ist auf das Vorteilhafteste rückverwandelt. Ende gut, alles gut? – »Glaubt ihr das?«, fragt Ehrenstein die LeserInnen zu Beginn des dem Vorausgehenden in Gehalt und Ton schroff entgegengesetzten Schlußabschnitts, und er antwortet gleich für diese LeserInnen mit: »Ich nämlich glaube es auch nicht!« (86) Und dann erzählt er die Geschichte zu Ende, nüchtern, desillusioniert und ohne Hoffnung, so, wie er sie für realistisch und damit für glaubhaft hält:

[...] als von dem jungen Dichter der Schlaf trat, da stand zu seinen Häupten ein Freund und wies ihm eine Kritik, in der Eduard niederträchtigerweise gelobt wurde, ein Briefträger feierte seinen Einzug mit einer Drucksorte, laut der sich Kunigunde mit Archangelus Lardschneider, jenem niederträchtigen Kritiker, verheiratet hatte, und eine jähe Drahtung zwang ihn, die Premiere seines letzten Stückes abzusetzen [...] Und zu Füßen seines Bettes stand ein Diener, in der Hand haltend eine Tasse Kaffe[e] mit Senf... (86)

Wovon also erzählt Ehrenstein in "Eine alte Geschichte"? Im wesentlichen doch von der selbst durch Gottes- bzw. Zaubehand, geschweige denn durch rein irdische Faktoren

Erzählungen bzw. lassen doch die meist zahlreichen Textüberlieferungen und hier im besonderen die Handschriften- und Typoskriptfassungen erkennen, daß Ehrenstein fast ausnahmslos von bzw. sich selbst erzählt.

<sup>8</sup> Umfangangaben, Datierungen und Zitate folgen hier wie andernorts dem Bd. 2 der von Hanni Mittelman besorgten Werkausgabe (Anm. 5).

aufzuhebenden und deshalb ewig fortdauernden Entgegensetzung zwischen Künstler und Welt, bedingt durch den fundamentalen Gegensatz zwischen ideeller Orientierung hier und materieller Orientierung dort, bedingt auch durch eine Reihe von weiteren Werte- Oppositionen bzw. durch die Favorisierung gegensätzlicher Handlungsoptionen, solchen, die sich in anreihenden Schlagworten wie Ruhe vs. Streben Saturation vs. Sehnsucht Körper vs. Seele Kaltsinnigkeit vs. Empfindsamkeit oder auch Dasein vs. Leben fassen lassen. Desweiteren erzählt "Eine alte Geschichte" von der Unbestechlichkeit des Künstlers, der in seinem der Welt gegenläufigen existentiellen Verlangen auch nicht durch noch so vorteilhafte Kompensatoren materieller Art korrumpierbar ist, dessen existentielles Verlangen andererseits freilich auch dauerhaft keine Befriedigung erlangen wird. Zum dritten dann ist von der abgefeimten Schlechtigkeit der Welt die Rede, die ihre auf ein Exil in Permanenz hinauslaufende Zurückweisung des Künstlers bzw. Künstlertums als einer, vielleicht der Möglichkeit der Weltbegegnung, -aneignung und -formung zynisch noch in ein freilich bloß Dekor- oder sedativen Zwecken dienendes Gewand von Lob und Anerkennung zu schlagen weiß. Zum vierten ferner ist nicht zu übersehen, daß Ehrenstein am Beispiel Eduards zum einen einen höchst problematischen Reaktionsmodus auf die mit einer Künstlerexistenz verbundenen inneren wie äußeren Schwierigkeiten als selbstverständlich herausstellt: den der Künstler und Werk gleichermaßen betreffenden Selbstzerstörung nämlich; zum anderen deutet Ehrenstein mit der Figur Eduard auf die emotionale Instabilität bzw. auf die seiner Kontrolle entzogene seelische Janusköpfigkeit des Künstlers hin, liebt und haßt doch Eduard seine ersehnte Kunigunde zugleich. Und fünften schließlich gilt – »Kaffee mit Senf« (86) und nicht wie eingangs »Schinkensemmeln mit Kaffee« bekommt ja der Dichter Eduard am Erzählende aufgetischt –, daß ein Dichter in materiellem Saus und Braus ja sowieso bloß – ein Märchen ist.

Wenig Erbauliches also, was Ehrenstein in diesem märchenhaften Antimärchen "Eine alte Geschichte" aufzutischen hat, wenig erbaulich auch insofern, als es die extreme Verknappung der Themenentfaltung in diesem kurzen Text nicht erlaubt, von einer – um im Bild zu bleiben – reich und wohlsortiert gedeckten Tafel zu sprechen. Sehen wir von daher im folgenden zu, diesen bislang nur notdürftig eingedeckten Tisch durch die Diskussion anderer früher Erzählungen Ehrensteins zu einer Tafel werden zu lassen, die diesen Namen auch verdient.

Sehnsucht, Sehnsucht nach Liebe zumal als der vermeintlich unmittelbarsten und innigst-ausgreifendsten Form der Weltbegegnung, -aneignung und -formung bzw. als Modus der Überwindung von schmerzlichen, dualistischem Wahrnehmen und Denken geschuldeten Differenzenerfahrungen, Liebe in diesem Sinne war ein Thema in "Eine alte Geschichte", und sie ist es auch in zwei weiteren, "Arbeitsteilung" und "Passion" betitelten Erzählungen.

Die 1904 entstandene und 1912 erstmals veröffentlichte Erzählung "Arbeitsteilung" – schon der Titel signalisiert Auseinanderfallen, Trennung und Ausgeschlossensein ebenso wie die Degradierung von Tätigsein zur Arbeit – ist wie "Die alte Geschichte" kontra-

punktisch aufgebaut. Sie erzählt zu gut Dreivierteln der insgesamt knapp 4 Seiten von dem mal schwiemeligen, mal verlogenen, mal berechnenden, von einer höheren Warte aus aber immer schamlos-zynischen und auf Akkumulation von genossenem Fleisch gerichteten Liebesgebaren der Welt. Von Liebe in dem eben angegebenen Sinne, in der eben angegebenen kosmo-existentiellen Funktion findet sich in diesem Liebesgebaren keine Spur. Und der Dichter? Er muß nicht nur »daneben sitzen und neidisch zuschauen, wie andre den goldnen Schaum des goldnen Lebens köstlich schlürfen, schlückern, genießen, ach was genießen! achtlos hinunterstürzen!« (23), ihm wird auch noch sein besonderes Tätigsein in dieser Welt, das Dichten bzw. Erzählen, zur quälenden Arbeit vergällt. Heißt es noch gleich zu Beginn leichthin und maskeradenhaft: »Ah! Man gratuliere mir. Es hat mir nämlich einer ein [sic!] Geschichte erzählt, erspar ich, eine zu flunkern« (20), so schlägt die Beschreibung der eigenen Tätigkeit des dem Selbstbild nach »linkisch[en], schüchtern[en] und scheinbar hochfahrend[en]« (23) Dichters zum Schluß in Bitterkeit um: »ich darf davon bloß erzählen [...] darf [...] bloß Sportberichterstatter und tintenklecksender Beschreiber der donnernden Katarakte [sein] ... Arbeitsteilung!... / Im Gegenteil: man gratuliere mir nicht!... « (23)

In der Erzählung "Passion" aus den Jahren 1910 bzw. 1911 spitzt sich die Situation weiter zu. Passion, daß bedeutet Leidenschaft und Leidensweg zugleich, und tatsächlich lernen wir den Ich-Erzähler in dieser Geschichte als einen derjenigen kennen, an denen sich aufgrund bestimmter, weiter unten anzuführender Dispositionen das volksmundliche Sprachspiel bewahrheitet, Leidenschaft schaffe Leiden und aus Leiden erwachse Leidenschaft. Der Ich-Erzähler in dieser Erzählung ist zur Trauung eines von ihm fatalerweise zu einer Idealgestalt stilisierten Mädchens mit einem tumben, gefühlsflachen Fabrikanten gegangen. Hingegangen zu dieser Trauung ist der Ich-Erzähler nun etwa nicht deshalb, um sich an seinem »Unglück zu weiden« (150) oder um »Schmerzen zu erdulden« (153), wie er verdächtiger- bzw. verräterischerweise zweimal versichert, sondern vielmehr um auf ein ihm günstiges »Wunder« (150, 153) zu warten – ein Wunder, das selbstverständlich nicht eintritt und das auch garnicht eintreten kann. Denn das mit der Trauung verlorene Mädchen hat der eingestandenermaßen schüchterne und gschamige Ich-Erzähler seit seinen Jünglingsjahren immer nur aus der Ferne, quasi als Projektionsfläche seiner idealisch-erotischen Träumereien geliebt, und wenn er ihr gegenüber Gefühle gezeigt hat, so meist solche aggressiver Art, da er lange Zeit seine eigene Liebe ihr gegenüber sogar als Haß interpretierte. Anders formuliert: Das vom Ich-Erzähler im Wortsinne angebetete, doch ihm im eigentlichen Sinne ganz unbekannte Mädchen hat gar nicht um die Liebe des jungen Mannes wissen und diese von daher auch weder zurückweisen, zulassen noch erwidern können, und deshalb war der Gang des Ich-Erzählers zur Trauung allen anders lautenden Bekundungen zum Trotz eine auf Lustgewinn angelegte Selbstkasteiung und das Hoffen auf ein Wunder ein lustvoll-selbstquälerisches Hirngespinnst. Wenn daher der Ich-Erzähler gegen Ende der Erzählung davon spricht, was für ein »Wüstling« (153) er doch in dem Moment gewesen sei, als er nach der Trauung die Hand der Braut zum

Glückwunsch in der seinigen gehalten habe, so ist das vor dem skizzierten Hintergrund auf der einen Seite so zu verstehen, daß der Ich-Erzähler angesichts der eigenen, nur durch Schüchternheit veranlaßten Bedürfnislosigkeit mit sich selbst bitteren Spott treibt. Ein »Wüstling« auf der Kehrseite der Medaille ist der Ich-Erzähler aber auch insofern, als in diesem Händedruck die leidenschaftliche Selbstverwüstung eines, zurückhaltend formuliert, eben nicht unglücklich Enttäuschten kulminiert. Und so kann der in den Tagen nach der Trauung der Umgebung gegenüber traumwandlerisch um »programmgemäß[es]« (151) Funktionieren, um Erfüllung von »ehernen Aufstellungen unbegreiflicher Mächte« (151) bemühte Ich-Erzähler denn auch der seinen Text lesenden Öffentlichkeit gegenüber vorgeben, daß er nicht wisse, »was mich vor dem Selbstmord bewahrte« (153) – Leidenslust nämlich –, wie er andererseits und mit normenkonformer Berechtigung herausplatzen kann: »Wahrhaftig: ich möchte nicht ich sein...« (150)

Was aber möchte er denn? Regredieren möchte er:

Ich selbst habe kein Programm, keine Zukunft und will keine, im Gegenteil: ich möchte mich zur Wehr setzen gegen dieses grauenvolle Weiterhasten, wenn ich nur wüßte wo?, ich legte Protest ein gegen das empörende Vorwärtsschreiten der Zeit und beantragte meine Rückversetzung in die Tage der Kindheit... (151)

Folgen wir also Ehrenstein in seine Kindheit und Jugend und schauen zu, ob die ein Hort der Geborgenheit war oder nicht vielmehr jener Zeitraum, der ihn auf Dauer und in manch anderer Hinsicht traumatisierte. Die auf das eben vorgetragene Zitat unmittelbar folgende Äußerung des Ich-Erzählers von "Passion", »es wäre nicht anders gekommen« (151), wenn die Rückversetzung in die Kindheit »höherwärts veranlaßt würde« (151), gibt jedenfalls Anlaß zu der Vermutung, Kindheit und Jugend seien alles andere als ein Ort der Geborgenheit gewesen.

Zwei Erzählungen, "Frühes Leid" und "Zigeuner" betitelt, geben in diesem Zusammenhang ersten beredten Aufschluß. Zwei weitere Erzählungen dann mit den Titeln "Begräbnis" und "Mitgefühl" vertiefen die an "Frühes Leid" und an "Zigeuner" gewonnenen Einsichten und lassen vor allem die dauerhaften persönlichkeitsrelevanten Wirkungen erkennen, die Kindheit und Jugend bei Ehrenstein und anderen Generationsgenossen zeitigten.

In dem ebenfalls nur wenig mehr als zwei Seiten umfassende Erzähltext "Frühes Leid" aus den Jahren 1912/1913 hebt der auf eine Kindheitsepisode zurückblickende Ich-Erzähler Hugo folgendermaßen an:

Ich war kein Tierfreund, eher vielleicht ein tyrannischer Beobachter der Tiere. Seit jeher reizte es mich, diesen schwachen Wesen zuzusehen, mitzuspielen, Herrschaft über sie auszuüben, da ich die Menschen nicht knechten konnte. Ich ging ja in die Schule, war Sklave von Rohrstäben, Katalogen, Klassenbüchern und Zensurzetteln. Und daheim saßen grausame Zieheltern, die meine Abneigung gegen das Leben nährten [...] die Bücher sollten in mich

übergehen und ich Buch werden. Paßte mir diese Besessenheit nicht [...], sah man in meinem Vorgehen alles eher denn Selbstbewahrung. Meine frühe Aversion dagegen, Gedichte anderer Schriftsteller auswendig zu lernen, von mathematischen Formeln koitiert zu werden, diese eminent männliche Eigenschaft hieß auf einmal Faulheit und man entleerte über mich ein Füllhorn von Strafen. (184)

Diese Zeilen sind mit Blick auf die fundamentalen Sozialisationsinstanzen Elternhaus und Schule und deren um sklavische Unterwerfung, unbedingte Persönlichkeitsbrechung, dumpfe Wissensreproduktion, brutale Züchtigung etc. kreisenden Erziehungsmaxime und -praktiken, sowie mit Blick auf den unbedingten Selbstbehauptungswillen des erzählenden Ichs einerseits, aber auch dessen bereits vorhandene psychische Versehrungen andererseits so eindeutig, daß sie nicht weiter kommentiert werden müssen. Im Fortgang der Erzählung freilich zeigt sich, daß mit dem Vorgetragenen das ganze Maß an Abscheulichkeit, ja an Sadismus, unter der die Erzählerfigur Hugo heranwächst und ge- wie verformt wird, noch gar nicht aufgedeckt worden ist. Erfahren tun man nämlich nächstens zum einen, daß die einzige Freude und der einzige »Trost« (185) im Leben dieses Kindes eine Kaninchenzucht ist, zum anderen, daß dieses Kind sich häufig in Krankheiten flüchtet, um nicht in die verhaßte Schule gehen zu müssen und somit »Ruhe und Waffenstillstand« (185) zu erlangen. Damit aber wird ein in der Katastrophe endender Konflikt heraufbeschworen, kann sich doch das Kind in Zeiten der Bettlägerigkeit nicht um seine Kaninchen kümmern. Den Eltern, für die angesichts von so viel ´wichtigeren´ Dingen wie »Staubwischen und Aufräumen« (185) die Pflege des Kindes nur »Hemmung und Überarbeit« (185) bedeutet, haben nicht anderes im Sinn, als »ein wehrlos in der Genesung begriffenes Kind aus der Geborgenheit, aus dem sicheren Bett zu scheuchen«. (185f.) Deshalb servieren sie ihm auf Anraten eines Arztes kräftigendes Weißfleisch in Form der sonst als Nahrungsmittel aus »Ekel« (185) verschmähten Kaninchen, die sie betrügerisch als Backhuhn ausgeben. Und Hugo, der freilich ob seines »tiefe[n] Wissen[s] um die Welt« (186) nicht zu betrügen ist, muß diese »Geschöpfe essen, die mir am liebsten waren.« (186) Er, ein selbst um die zeitweilig schützende Ahnungslosigkeit beraubter neuer Thyestes, faßt zusammen:

Leichtsinnig hatte ich die Kaninchen preisgegeben, verraten. In der Zeit, wo es mir beliebte, krank zu sein, wurden sie [...] gemordet. Da gab ich die Krankheit auf [...], um die übriggebliebenen Kaninchen [...] vor dem Tode zu schützen. So rief mich das Leben. »Hugo, lerne!« (186)

Leben als apokalyptischer Zustand in Permanenz zum einen, tiefe Schuldgefühle zum zweiten, Hinwendung zu anderen um den Preis des Selbstschutzes bzw. Selbstentfaltung und Selbstbewahrung um den Preis des Schuldigwerdens zum dritten sind also für den Ich-Erzähler Hugo das Ergebnis der in »Frühes Leid« erzählten Familienkatastrophe, um den Untertitel von Gerhart Hauptmanns »Das Friedensfest« zu bemühen. Die sich anschlie-

ßenden Hinweise auf die Erzählung "Zigeuner" aus dem Jahre 1911 allerdings werden zeigen, daß dieser Hugo nicht einfach Pech mit seiner Familie gehabt hat, sondern das um 1900 in Ehrensteins Erfahrungsbereich unter gesellschaftlichen Umständen gelebt wurde, die an Grauenhaftigkeit nicht so weit hinter kriegsbedingten Greueln zurückbleiben, wie man das vermuten könnte.

»Ich bin Schuld« (163), bekennet der als Jugendlicher vorzustellende Ich-Erzähler Rudolf in "Zigeuner" gleich zu Anfang und setzt damit akzentuiert mit einem jener zerrüttenden Ergebnisse ein, die sich für das Kind Hugo in "Frühes Leid" erst am Ende ergeben konnten. Schuldig fühlt sich der Ich-Erzähler daran, daß die bezeichnenderweise »nahe dem übelriechenden Schlachthaus, hart am Sumpf« (163) gelegene Behausung einer Zigeunerfamilie des Ortes von den Einheimischen, gar von der Feuerwehr selbst mehrmals in Brand gesteckt worden ist. Denn er, der durch eine sehr einnehmende Handschrift ausgezeichnete Ich-Erzähler, hat sich unter heftigem Widerstreben und unter Drohungen dazu überreden lassen, »brav« (163) zu sein und in einem später oft bereuten »Majestätsgesuch« (163) um eine Spritze für die örtliche Feuerwehr zu bitten – erfolgreich. »Das Löschergerät also war da, aber woher schnell einen Brand nehmen?« (163), heißt es lapidar. Die Antwort auf diese Frage ist bereits bekannt, nun gilt es zu sehen, daß die sogenannte Schuld des Ich-Erzählers allenfalls – oder vielmehr gerade? – darin besteht, um den brutalen Rassismus und die allgemeine Niedertracht der Einheimischen und um das damit einhergehende mörderische Gesellschaftsklima gewußt und von daher über ein prognostisches Wissen verfügt zu haben. Anders wie Hugo in "Frühes Leid", dem als Kind die durch sein dem Selbstschutz dienendes Kranksein heraufbeschworene Katastrophe nicht erahnbar war, hat also der das »Majestätsgesuch« schreibende Rudolf sozusagen sehenden Blicks und um des eigenen Vorteils willen, nämlich um nicht gestraft zu werden, dem Bösen gegenüber nachgiebig gehandelt – und damit ganz nebenbei auch noch die Kultur (die Schrift) an die Barbarei verraten.

– Ä propos Rassismus: Hier, in "Zigeuner", geht es um den sich gegen die Zigeuner richtenden, vor nichts zurückschreckenden Rassismus der k.u.k.-Gesellschaft. In etlichen anderen Erzählungen Ehrensteins aus den frühen Jahren, beispielsweise in "Ein krasser Fall von Soldatenmißhandlung" (1910/1913), steht der Antisemitismus dieser Gesellschaft im Zentrum von Darstellung und Kritik. –

Zurück aber zu "Zigeuner" und den dort schon vor den Brandanschlägen an den Zigeunern seitens gesellschaftlicher Repräsentanten verübten Mißhandlungen jeglicher Art. Da wird berichtet von der schmählichen Behandlung und von der niederträchtigen Entlohnung, die der Zigeuner Tonek bei Hilfsarbeiten für den örtlichen Fleischhauer erfährt. Berichtet wird auch – auf inhaltlicher Ebene böten sich Vergleiche zu Joseph Roths *Das falsche Gewicht* an – von den durch und durch korrupten Amtsträgern innerhalb dieser Gesellschaft, die vor allem die sozial Benachteiligten im Visier haben. Dann hören wir von der Frau des Tonek, die bei einer Aushilfsarbeit für einen Bauern in einer Häckselmaschine eine Hand verloren hat – der Bauer freilich kolportiert, die Hand sei der als



Diebin entlarvten Zigeunerin auf Gerichtsbeschluß hin abgeschlagen worden. Ferner wird davon erzählt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse so eingerichtet sind, daß die sozial Ausgegrenzten in ihrem Kampf ums Dasein auch noch aufeinandergehetzt werden: Tonek verliert Aushilfstätigkeiten, weil diese von einem ungeschlagenen anderen Deklassierten zu noch niederträglicheren Konditionen ausgeübt werden – der, heißt es, aß sogar »die Nachgeburt seines Weibes«. (164) Und dann wird schließlich noch von den Kindern des Tonek erzählt. Als dessen Mädchen zwölf Jahre alt sind, werden sie erst von Einheimischen und dann von dem nahegelegenen Offizierkorps mißbraucht: »Eine Weile humpelten sie noch mit Kinderskeletten auf dem Buckel umher, dann kam die Schwindsucht, dörrte sie und ließ sie ins Grab fallen.« (164) Wenig besser auf dieser »hartherzigen Erde« (164) ergeht es dem stets Hunger leidenden Matjin, einem Sohn des Tonek: »eines hungrigen Tages aß er etwas zuviel tote Frösche und starb wie sie.« (164)

Um all diese Greuel hat der Ich-Erzähler Rudolf gewußt, als er durch das von ihm geschriebene »Majestätsgesuch« dieser Gesellschaft ein Instrument verschaffte, das, zu Schutz- und Errettungszwecken erdacht, in den Händen dieser irdischen Hölle mittelbar zu einem potentiellen Mordinstrument pervertiert wird. Ist Rudolf damit schuldig geworden? Wir müssen diese Frage vor dem Hintergrund unseres Erkenntnisinteresses – exemplarisch zu lesende intellektuelle und emotionale Physiognomie Ehrensteins und diejenige der k.u.k.-Gesellschaft – nicht beantworten, nehmen vielmehr zur Kenntnis, daß sich bei Rudolf ein tiefes, ein beachtenswerterweise allerdings um ein Solidaritätsbewußtsein mit den Deklassierten angereichertes Schuldgefühl herausgebildet hat. Dazu ein abschließendes Zitat aus der Erzählung »Zigeuner«: »Wenn ich schlafe, träume [...] geht meine Hütte in Flammen auf. [...] Die blutige Staubkruste an den Füßen des kleinen Matjin kann ich nicht wegdenken. Und wenn ich sterbe und man meinen Magen aufschneidet, wird man tote Frösche in ihm finden.« (16) –

Die alter egos Ehrensteins, das konnte in jeweils anderer Akzentuierung verfolgt werden, sind unter mehr als unzutraglichen familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen aufgewachsen. Bevor ich im Rahmen meiner Zusammenfassung abschließend noch auf eine den sprechenden Titel »Ansichten eines Exterritorialen« führende Erzählung zu sprechen komme, zunächst noch Hinweise auf die bereits angesprochenen Erzählungen »Begräbnis« und »Mitgefühl«.

In der immerhin 15 Seiten langen Erzählung »Begräbnis« (1908/1912) gelingt es Ehrenstein, die zuvor getrennt verhandelten Sphären des Familiär-Privaten und des Gesellschaftlich-Öffentlichen zugleich und in Spiegelung mit dem erzählenden Ich darzustellen. Zentrale Themen der Erzählung sind Tod und Trauer bzw. Trauerrituale. Den Anlaß für das Erzählen, Reflektieren und Urteilen des Ich-Erzählers in »Begräbnis« gibt der Tod einer älteren Verwandten ab, ein Tod, der auch den allgemeinen Umgang mit anderen mehr oder minder weit zurückliegenden Todesfällen in Erinnerung ruft. Ich-Erzähler und familiäre wie außerfamiliäre Umwelt sind darin ununterschieden, daß sie der Tod der älteren Verwandten und der vorhergegangene Tod der meisten anderen im Sinne

von interesselos-aufrichtiger, sonstige Gefühle und sonstiges Begehren wenigstens eine Zeit lang überlagernder Trauer um eben diesen Menschen letztlich nicht tangiert; man geht ich-süchtig sofort wieder zum wie auch immer gearteten Alltagsgeschäft über. Damit endet aber schon die Gemeinsamkeit von Umwelt und Ich-Erzähler. Es zeigt sich nämlich, daß die Umwelt in Zusammenhang mit Tod bzw. Begräbnis zwar in der Regel von Gefühlen und Motiven wie Schadenfreude, Mißgunst oder Eigennutz bewegt ist und an allen möglichen Banalitäten wie etwa der Anzahl und dem sozialen Status der versammelten Trauernden interessiert ist, gerade deshalb aber und quasi zwanghaft auf überbürdete Gesten und Signale des Trauerns verfällt, die in Schluchzen und Tränen kulminieren. Anders formuliert: Die Umwelt erweist sich aus Anlaß bzw. am Beispiel eines Todes als eine Ansammlung von Heuchlern, solchen freilich, denen es in ihrer Unaufrichtigkeit und Unfreiheit meist nicht zu Gebot steht, nicht zu heucheln. In den Worten Ehrensteins: »[Begräbnisse] sind die Ausdrucksform für die Gefühle der meisten. Das Weinen ist kein inneres, perennierendes, es ist ein intermittierendes; das Begräbnis ist der Ruf der Gesunden nach dieser auf den Einwurf Toderfolgenden Funktion des Gefühlsautomaten. Der Ruf lautet: Punktum Streusand!«<sup>9</sup> ab (75) Ganz anders der Ich-Erzähler: Er, der »die Lebenden« betrauert und dem diese gar aufgrund ihrer sinnlichen, dem »feiner Organisierten entbehrlich[en]« Präsenz »auf die Nerven gehen«, vergleicht sich mit der »überlegen ironischen« Cassandra, »die alle Dinge kommen sah und der daher alles Erleben schal und gemein ward«. (74) Als ihm anläßlich des weiter zurückliegenden Todes der Großmutter »aufging, das wir alle sterben müssen« (70), hat er in einem herkulischen Akt verstandesmäßiger Bewältigung sozusagen für alle zukünftigen Todesfälle ein grob getrauert, mit der auch von ihm nachhaltig bedauerten, ja ihn massiv ängstigenden Konsequenz freilich, daß sein »Herz [...] seit jenem ersten Tod meiner und aller versteinert« (75) ist und mit »keinem Menschen«, nur noch »hie und da mit einem Tier oder gleich mit ganzen Völkern Mitleid« (79) empfinden kann. »Mir scheint«, heißt es gegen Ende der Erzählung, »bei mir hat der Verstand die Seele aufgefressen« (81). Wie die Umgebung auch, hat also der Ich-Erzähler letztlich keine Strategie gegenüber dem Kardinalthema Tod – und damit auch dem Leben gegenüber nicht! – entwickeln können, eine Strategie, die ihn als ganzen Menschen erhalten bzw. hervorbringen könnte. Er ist aus dem Leiden an seiner ganz und gar unzutraglichen Umwelt heraus, um es mit einer Formulierung Gottfried Benns zu sagen, zu einem »Hirnhund«<sup>9</sup> verkümmert, einem solchen allerdings, der im Unterschied zur Umgebung für sich zumindest moralische Integrität beanspruchen kann. Aber welchen Stellenwert hat Integrität, wenn sie um den Preis eines Begräbnisses im übertragenen Sinne, der Lebensabgeschiedenheit und des Gefühlstodes nämlich, erzielt wird? Welchen Stellenwert hat Integrität im besonderen dann, wenn

<sup>9</sup> Gottfried Benn, *Untergrundbahn*. In: Ders., *Gesammelte Werke in vier Bänden*. Bd. 3, *Gedichte*. Hg. v. Dieter Wellershoff. Stuttgart 1978.

darüber die bei uns spätestens seit Lessing den Menschen als Menschen auszeichnende Fähigkeit schlechthin zum Mitleiden zu Schanden wird?

In der Erzählung "Mitgefühl" (1909/1910) setzt sich Ehrenstein eigens mit diesen Fragen auseinander. Die Erzählung hat das Wiener Arbeiter- und Armenviertel Ottakring zum Handlungsort und hebt mit der das verschüttete moralische Selbst anspringenden Verstörung an, die der als Flaneur entworfene Ich-Erzähler aufgrund eines plötzlich wahrgenommenen, »unglaublich hohe[n] Prozentsatz[es] von Buckligen und Verwachsenen unter den Kindern« (136) erleidet. Der Ich-Erzähler kommentiert: »Mein Bestreben, irgendwie und teilweise Abhilfe zu schaffen, ist ziemlich schnell hervorgetreten« –, um dann allerdings ebenso schonungs- wie hoffnungslos fortzufahren: »und noch schneller lächerlich gemacht worden.« (136) Schnell nämlich zeigt sich zum einen, daß der sich bedürftigen Kindern nähernde, »elegant gekleidet[e]« (136) Ich-Erzähler bei diesen Panik und bei umherstehenden Erwachsenen Zornesreaktionen auslöst, sei es, weil man ihm – man denke an die unter anderem das offizielle Österreich entlarvende *Lebensgeschichte* der *Josefine Mutzenbacher* – keine »anständige[n] Beweggründe zutraut« (136), sei es, weil es vielleicht »ein Weltgesetz [gibt], daß niemand für einen andern etwas in Wahrheit tun kann und darf«. (136f.) Im Fortgang seines Streifzuges durch Ottakring zum anderen muß der Ich-Erzähler die Erfahrung machen, daß die Objekte seiner mitleidigen Gefühle, Kinder wie Erwachsene, wie ihm zum Hohn sich untereinander mit allem anderen denn Mitleid begegnen. Auch hier dominieren Eigennutz, Verstellung, Verhöhnung, Resignation und, alles andere überlagernd, eine von Schamrudimenten nicht einmal notdürftig übertünchte vulgäre Begierde. Gerade dieses Wahrnehmen vulgärer Begierde zum dritten aber ist es schließlich und entscheidend, die den Ich-Erzähler gegen alle idealisch-selbstgefälligen, auf Weltverbesserung gestimmten Gefühlslagen und Konzepte über die nackte Wirklichkeit als solche aufklärt, ironischerweise über das eigene, jenseits von Moral und Vernunft im Trieb angesiedelte, letztlich zynische Ich nämlich. Als der Ich-Erzähler beobachtet, daß sich die ihm begegnenden Mädchen aufgrund seiner eleganten Ausstaffierung »mit ihren Augen« (138) hingeben, stirbt in ihm sogleich der »Weltverbesserer« (138), »während die Stimme des Körpers sieghaft die Idee entwickelte, durch eine zornige Schilderung dieses Milieus ein mir noch nicht nahestehendes Mädchen in die Gegend zu locken.« (138) Ehrenstein also letztlich ein Schmuddel wie viele andere auch und darüber hinaus sogar jemand, der abgebrüht Literatur, sozial engagierte Literatur zumal, zu Verführungszwecken mißbraucht?

Ich fasse zusammen, indem ich – Ihnen zum Vergnügen oder auch Erschrecken vielleicht, sicherlich aber, um die von Robert Müller angesprochene »Schaffensart« Ehrensteins wenigstens einschlägiger zu dokumentieren – zunächst länger aus einigen Passagen der Erzählung "Ansichten eines Exterritorialen" (1908/1911) zitiere, die Aspekte von Ehrensteins Menschenbild sowie seine daraus abgeleitete, im einzelnen vorgetragene Haltung individuellen wie gesellschaftlichen Fakten und Fragen gegenüber betreffen. Wissen sollte man in diesem Zusammenhang, daß "Ansichten eines Exterritorialen" als Rapport von der Erde eines Ruapehu geheißenen Jupiter-Wesens angelegt ist:

Ein jeglicher [der Erdbewohner; G.H.] dreht sich zuvörderst mit einer rasenden Geschwindigkeit um sich selbst, verneigt sich, verbeugt sich unaufhörlich vor sich [...] Alle sind stets von der Furcht beseelt, das Menschengeschlecht könne jählings aussterben [...] Deswegen tragen sie ihre Geschlechtsteile immer bei sich und überzeugen sich möglichst oft von deren Vorhandensein. Ihr Dasein ist dennoch unerquicklich [...] Vielleicht ist die Art der Organisation des Menschen das Mangelhafte, so mancherlei Widersinnigkeiten Zeugende. Die vornehmsten Sinneswerkzeuge haben bei ihm den Sitz hart aneinander, an einem Ort, in einem einzigen Knochen. [...] Das Auffallende: nicht einmal solche Menschenkasten, denen viel daran liegen muß, die Beobachtung des Mienenspiels zu erschweren, nicht einmal die Diplomaten und Roßtäuscher arbeiten an einer Verlegung des Munds oder zumindest an einer systematischen Erziehung der Mastdarmöffnung zum Sprechwerkzeuge. [...] [Die Menschen; G.H.] können nicht einmal mit ihrem Gehirne denken und verfolgen einander – vielmehr, da alle aus einer Materie geschaffen sind, sich selbst mit dem Speichel ihres Hasses. Namentlich eine Rasse ist nicht wohl gelitten; sei es, daß diese Leute, Juden genannt, Strahlen aussenden [...], sei es, daß in ihnen sonstwie Elemente vorhanden sind, die etwas wie einen seelischen Hustenreiz heraufbeschwören. [...] Bemerkenswert ist: sowohl diese Juden als auch die wegen ihrer schwarzen Farbe mißachteten Neger [...] halten sich gar nicht für Juden und Neger [...]: er selbst, der Jude und Neger, fühlt sich ebenso wie die anderen Menschen und Tiere als die selbstverständliche und einzig mögliche Subjektivation und Ichwerdung [...] der Materie. [...] Es wäre [deshalb; G.H.] verfehlt anzunehmen, die Beleidigten würden aus seelischer Erhabenheit es unterlassen, sich zu rächen. [...] Keineswegs ausschließlich Glaubens- und Farbenintervalle bringen bei den Zweifüßlern die Gase des Unverstandes zur Entzündung, nein, Verschiedenheit der Sprache, ja der Mundart hat den gleichen Effekt, und die meisten Völker ärgern sich aneinander in zwei oder mehreren Stämmen. [...] Wenn sie nun in Scharen zusammenkommen [...], trachten sie einander den Garaus zu machen. [...] Es gibt zwei Arten von Menschen, Raubtiere und Haustiere. Und die Raubtiere besitzen die Haustiere zu Eigen und bedienen sich parasitisch ihrer in Allem. Sie aber sind schwer zu erkennen, denn wenn man auch gemeiniglich dem Äußeren nach ganze Kasten den Raubtieren beizählt als: Herrscher, Adelige, Geldleute, so gibt es doch sogar bei diesen Exemplare, die nichts weniger sind als wilde Bestien und selber unter Vampyren liegen, während andererseits inmitten von Sklaven und Sklavenaufsehern häufig Familienväter, Dirnen oder Kinder gefunden werden [...]. Zwischen den Räubern und den Zahmen innestehet noch eine Sorte von Lebewesen, selber höchst kümmerlich gedeihend, aber von den anderen wegen ihres Wohlgeruches und der ungemeinen Köstlichkeit ihrer Milch ab und zu durch leere Worte aufgemuntert: sogenannte Blattläuse. Man heißt sie auch Künstler. [...] Was den von euch [den Jupiter-Wesen; G.H.] erbetenen Rat anlangt, so halte ich als sachverständiger Erdverweser es für unklug, die Zweifüßler ungemischt zu verdauen, Geschmacksbubonen sind die Konsequenzen solcher Unvorsichtigkeit. [...] Wenigstens esse ich nie einen Sozialdemokraten, ohne sofort darauf einen Kaiser zu nehmen, Arier lassen sich nur durch Semiten herunterspülen, nach Amerikanern ist der Wohlgeschmack von Negern ein besonderer, nichts mundet so sehr auf einen Obersten der Musikanten wie ein Blödsinniger. [...] mixed pickles aus ihnen zu bereiten und es dabei keinesfalls an allerlei darunter gemengten anderen Tieren gebrechen zu lassen, empfiehlt euch an, euer Hausmeister auf der Erde, Ruapehu... (88ff.)

Bei Ehrenstein, so läßt sich nicht zuletzt anhand dieser Auszüge aus der Erzählung "Ansichten eines Exterritorialen" summarisch festhalten, handelt es sich selbst um einen Exterritorialen, um jemanden, den die eigene, eine Kollektiverfahrung wiedergebende Sozialisation und Situation als Autor in ein zugleich von Bejahung, Selbstbewußtsein und Schmerz gekennzeichnetes Abseits treibt bzw. getrieben hat. Angesichts einer Wirklichkeit, in der Egoismus, Eitelkeit, Triebverfallenheit, Unvernunft, Haß, Rachsucht, Ausbeutung, Sadismus, Mordlüsternheit, (Selbst-)Zerstörung und dergleichen mehr dominieren, wählt er seinen Standort gezwungenermaßen außerhalb des 'Lebens' und somit zwischen bzw. jenseits aller 'Stühle'. Diese Entscheidung geht unter anderem mit dem belastenden Wissen einher, der eigenen aufklärerischen, an Veränderungen gelegenen Intention zum Trotz in rezeptiver Hinsicht wohl doch nur Literatur um der Literatur willen zu produzieren, mit der gewichtigen Ausnahme freilich, daß zumindest ihn selbst das Produzieren von Literatur vor dem ständig drohenden (Rück-)Fall in die beschriebene, vielgestaltige Bestialität bewahrt.

In Bezug auf das Symposium-Thema "Typologie der Erzählungen der Jahrhundertwende" gibt Ehrenstein damit auch ein Beispiel für meine Überzeugung ab, daß sich eine solche Typologie nicht allein über die Bestimmung von Signifikations- und textuellen Organisationsprozessen konstruieren läßt. Für eine solche Typologie sind zumindest auch landläufig Inhaltgenannte Phänomene wie Themen, Motive und Handlungen, sowie kontextuelle Bedingungen zu berücksichtigen. Oder sollte es darum gehen, der Literatur Bedeutung und Sinn auszutreiben?